

Predigt am Sonntag Okuli, 19. März 2017, Christuskirche Rom

Jens Schröter

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus. Amen.

Ich grüße Sie herzlich, liebe Gemeinde, hier im schönen Rom. Ich freue mich sehr, diesen Gottesdienst mit Ihnen feiern und den Tag mit Ihnen verbringen zu können, in diesem denkwürdigen Jahr, in dem wir der Reformation gedenken, uns ihrer erinnern, sie feiern. Im Programm Ihrer Gemeinde sind die drei Daten 1517, 1817 und 2017 genannt – drei wichtige Stationen der Reformationsgeschichte, die zugleich eine Geschichte der Christenheit der westlichen Kirchen ist: der römisch-katholischen Kirche und der verschiedenen aus den reformatorischen Bewegungen und ihren Vorläufern hervorgegangenen Kirchen. Die drei Daten bezeichnen je eigene Etappen, die im Blick auf die Situation der Christenheit in Europa durchaus markant sind und dazu einladen, die Geschichte, die wir in diesem Jahr bedenken, anhand dieser drei Daten Revue passieren zu lassen. Gehen wir ihnen also etwas genauer nach.

1517 – wie jeder weiß, ist damit das Jahr von Luthers Thesenanschlag an die Tür der Wittenberger Schlosskirche gemeint. Man kann trefflich darüber streiten, welche Bedeutung dieses Ereignis für die Reformation in Europa hatte – man kann sogar darüber streiten, und hat es auch getan, ob dieser Thesenanschlag überhaupt stattgefunden hat. Aber das ist doch in Wahrheit nur wenig weiterführend. Feststehen dürfte, dass Luther mit seinen Thesen eine Diskussion über den Kern des christlichen Glaubens

und die Gestalt der christlichen Kirche herbeiführen wollte. Nun ist es so, dass auch Protestanten in der Regel kaum über die erste dieser 95 Thesen hinausgelangen, wenn man sie fragt, was denn eigentlich deren Inhalt war. Die erste, auf die Buße bezogene These, schlägt aber gleich ein wichtiges Thema an: Das ganze Leben soll eine Buße sein. Nicht nur auf das Sakrament der Buße – aus den evangelischen Kirchen ist es inzwischen weitgehend verschwunden – kommt es an, nein das Wort Jesu „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“, es bezieht sich nach Luther auf das ganze Leben.

Natürlich steht das bei Luther im Zusammenhang seiner Kritik an der Ablasspraxis der römisch-katholischen Kirche. Johann Tetzel, der in Jüterbog, nicht weit von Wittenberg, Ablassbriefe verkaufte, mit deren Erlös der Neubau von St. Peter in Rom finanziert werden sollte, stand ihm dabei besonders vor Augen. Bis heute gibt es in der Nikolaikirche zu Jüterbog einen „Tetzelkasten“, mit einem aufgemalten Teufel und dem bekannten Spruch über die Seele, die aus dem Feuer springt, sobald das Geld im Kasten klingt. Luthers negatives Bild der römisch-katholischen Kirche verfinsterte sich angesichts solcher Praktiken zunehmend. Einmal war er auch hier in Rom, im Jahr 1510. Im Nachhinein hat er sehr negativ über diesen Besuch gesprochen. Die römische Kirche sah er als verrottet an, oberflächlich und nur am Geld interessiert.

Luthers Thesenanschlag gilt – ob zu Recht oder Unrecht – als Fanal reformatorischen Aufbruchs gegen die fragwürdigen Umtriebe der spätmittelalterlichen Kirche. Darum wird in diesem Jahr in Deutschland der Kirchentag in Berlin und Wittenberg gefeiert, mit einem großen Abschlussgottesdienst auf den Elbwiesen.

Natürlich aber stand Luthers Thesenanschlag in einem weiten historischen Kontext. Er ist gewissermaßen nur ein kleiner Ausschnitt aus denjenigen Umbrüchen, die das 16. Jahrhundert für die westliche, die lateinische Kirche brachte. Nehmen wir darum zwei Themen aus den 95 Thesen auf, die für die christlichen Kirchen von bleibender Bedeutung sind. Die 43. These lautet: „Man muss die Christen lehren: Wer einem Armen gibt oder einem Bedürftigen leiht, handelt besser, als wenn er Ablass kaufte.“

Hier geht es um das christliche Ethos der Barmherzigkeit und des Erbarmens. Wir sehen täglich auf den Straßen unserer Städte, wie nötig das gerade heute ist. Millionen Menschen sind auf der Flucht vor Gewaltexzessen, aus schierer Angst um ihr Leben hierher nach Europa gekommen. Papst Franziskus hatte für 2016 ein Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen, wie er überhaupt immer wieder darauf insistiert, dass die Kirche an der Seite der Armen stehen muss. Die christlichen Kirchen, gleich welcher Konfession, können darin zusammenwirken. Die Werke der Barmherzigkeit, die schon das Matthäusevangelium zum Maßstab für das Urteil Jesu im Gericht erklärt – sie stehen der Kirche aller Zeiten gut an, auch und gerade in unserer oft so kalten und unbarmherzigen Welt. „Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer“ heißt es bei Matthäus; der Ablass ist kein Werk der Barmherzigkeit heißt es bei Luther; „Der Name Gottes ist Barmherzigkeit“ heißt der Titel des Buches mit dem Gespräch von Papst Franziskus und Andrea Torielli. Barmherzigkeit und tätige Liebe lenken den Blick hinaus über Wittenberg 1517 und Luthers Thesenanschlag. Die 43. Ablassthese ruft ins Gedächtnis, dass christliche Kirche auf die Botschaft Jesu von der Barmherzigkeit gegenüber denen verpflichtet ist, die am Rande stehen, die Verirrten, Ausgegrenzten und Verfolgten. Davon kann ein ökumenischer Impuls ausgehen. Ein Impuls, der auf das

Gemeinsame setzt und nicht auf das Trennende. Ein Impuls, der danach fragt, wie wir unseren Glauben Gestalt werden lassen, erfahrene Barmherzigkeit weitergeben an die, die unserer Zuwendung und Hilfe bedürfen. Matthäus stellt das im Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger ganz konkret vor Augen: Wer von Gott große Schuld vergeben bekommen hat, der soll diese Vergebung auch weitergeben an die, die bei ihm in der Schuld stehen. Nur wenn wir selbst barmherzig sind, können wir auch darauf hoffen, dass Gott sich unser erbarmen wird. So steckt in dem reformatorischen Aufbruch von 1517 nicht weniger als ein Aufruf an die christlichen Kirchen aller Zeiten zur Orientierung an der Botschaft Jesu von der Gnade und dem Erbarmen Gottes. Ein gemeinsames Christusfest wollen wir 2017 feiern und keine Lutherverehrung begehen, so hat es der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland formuliert. Die gemeinsame Besinnung auf die Botschaft Jesu, der wir alle verpflichtet sind – das wäre ein wichtiger, ein zutiefst reformatorischer Impuls.

In der 18. von Luthers 95 Thesen heißt es, dass weder durch „Gründe der Vernunft noch der Heiligen Schrift“ die Lehre vom Fegefeuer erwiesen sei. Auf „Gründe der Vernunft“ und die „Heilige Schrift“ hat sich Luther gern berufen. „Gründe der Vernunft“ – das klingt erstaunlich modern, fast schon wie historisch-kritische Bibelauslegung. Davon ist Luther freilich noch weit entfernt. Die Vernunft kann für ihn niemals über der Heiligen Schrift oder gar gegen sie stehen. Vielmehr hat die Vernunft der Erkenntnis zu dienen, die die Heilige Schrift vermittelt. Eine solche Begrenzung der Vernunft findet sich übrigens auch bei dem großen Aufklärer Immanuel Kant. Die „reine Vernunft“, wie er sie nannte, findet ihre Grenze bei Gott. Gott ist darum bei Kant kein Gegenstand menschlichen Erfahrungswissens, auch

wenn er durchaus der Meinung war, dass Glaubensaussagen rational reflektiert werden müssen.

Auch hiervon kann ein Impuls für die christlichen Kirchen der Gegenwart und ihren Umgang mit der Bibel ausgehen. Die Bibel kommt für Luther nicht flächig daher, als dickes Buch, voll mit Texten, von denen der eine so wichtig ist wie der andere. Sie ist auch kein Buch für Fundamentalisten, die am Wortlaut kleben und meinen, wenn man die Bibel nur wörtlich nimmt, sei sie schon richtig verstanden. Sie ist erst recht keine Spielwiese für die, die in der Bibel immer nur wiederfinden, was sie schon immer für richtig gehalten haben.

Für Martin Luther hat die Bibel ein klar zu benennendes Zentrum, einen Maßstab, an dem die einzelnen Schriften gemessen werden. „Christum treiben“ oder auch „Christum lehren“ nannte er das; und er stand nicht an, Bücher an den Rand der Bibel zu verweisen, bei denen das seiner Meinung nach nur wenig oder gar nicht der Fall ist. Der Jakobusbrief, die „stroherne Epistel“, war für ihn so ein Schreiben, das er nicht mochte und darum – sicher zu Unrecht – nicht im engeren Bestand der Schriften wissen wollte, über die zu predigen sei.

Ob wir Luther heute in solchen Einzelurteilen folgen oder nicht – wichtig bleibt die Entschlossenheit und Leidenschaft, mit der er den Kern der christlichen Botschaft ins Zentrum dessen rückte: das, was Kirche den Menschen zu sagen, wofür sie einzustehen, woran sie ihr Herz zu hängen und worauf sie ihre Kraft zu verwenden hat.

Kommen wir zum zweiten Datum. 1817 – das ist für evangelische Christen in Rom ein ganz besonderes Datum. Zum ersten Mal wurde hier evangelischer Gottesdienst gefeiert, zur 300Jahrfeier der Reformation, in

der Privatwohnung von Carl Josias Bunsen, in der Via d'Aracoeli, denn eine evangelische Kirche gab es damals in Rom noch nicht. Die Einführung evangelischen Glaubens in Rom ist eng mit der Kirche Preußens verknüpft. Aus Preußen kamen die treibenden Kräfte, wie eben Bunsen, auch der preußische König Friedrich Wilhelm III. war daran sehr interessiert und genehmigte sogar persönlich die Kapitolinische Liturgie für die römischen Gottesdienste. Inzwischen wird seit 200 Jahren evangelischer Gottesdienst in dieser Stadt gefeiert, seit fast 100 Jahren gibt es eine evangelische Kirche – in fünf Jahren steht in der Christuskirche das 100jährige Kirchweihfest an – und es hat den Anschein, dass die Vielfalt christlichen Glaubens auch in dieser Stadt immer deutlicher sichtbar wird.

Diese Vielfalt ist keine Bedrohung und erst recht nichts, was dem Christentum fremd wäre. Ganz im Gegenteil: Der Glaube an Jesus Christus hat von seinen allerersten Anfängen an mit verschiedenen Überzeugungen und in unterschiedlichen Gestalten gelebt. Das Neue Testament legt davon ein eindrückliches Zeugnis ab. Ernst Käsemann, der bekannte Tübinger Neutestamentler, meinte deshalb sogar, der neutestamentliche Kanon begründe nicht die Einheit der Kirche, sondern die Vielzahl der Konfessionen. Das ist vielleicht etwas übertrieben, aber dass dem Christentum Vielfalt eingestiftet ist, kann nicht zweifelhaft sein. Wenn wir das als Impuls des Jahres 1817 aufnehmen – im katholischen Rom ebenso wie im protestantischen Berlin – dann ist das ein zutiefst reformatorischer, weil biblischer Impuls.

Kommen wir damit zum dritten Datum, 2017. Römisch-katholische und evangelische Kirche begegnen sich heute nicht mehr im Stil mittelalterlicher Polemik. Bischöfe beider Kirchen reisen gemeinsam nach Rom und

Jerusalem; über die Rechtfertigung, einst Zankapfel der Konfessionen, gibt es sogar seit fast zwei Jahrzehnten eine gemeinsame Erklärung. Das ist nicht wenig, auch wenn Trennendes bleibt. Im Jahr des Gedenkens an die reformatorischen Aufbrüche, die – ja auch das – eine Spaltung der westlichen Kirche zur Folge hatten, ist es gut und wichtig, dass wir uns auf die biblische Botschaft besinnen. Dass die den Sünder rechtfertigende Gnade Gottes dabei von grundlegender Bedeutung ist, wird niemand bestreiten. Warum ist diese Einsicht so grundlegend, dass sie die Zeiten überdauert hat und auch nach fast 500 Jahren die befreiende Botschaft des Evangeliums mit unüberbietbarer Klarheit vor Augen führt? Warum ist es keine zeitbedingte Auslegung der Heiligen Schrift, geeignet zwar den Ablasshandel zu kritisieren, für das 21. Jahrhundert aber nicht mehr geeignet? Warum ist diese Einsicht unverzichtbar für das Christentum in reformatorischer Tradition, die sich ganz bewusst in die Geschichte der Kirche seit ihren Anfängen stellt? Warum ist diese Botschaft hoch aktuell, auch in unserer Zeit?

Gerechtigkeit aus Glauben, nicht aus Werken des Gesetzes – das meint nicht etwa: Wir bräuchten nichts zu tun, auf unsere Werke kommt es ohnehin nicht an, Gott rechtfertigt sowieso, ganz egal, was wir tun oder lassen. Eine solche Banalisierung der Rechtfertigungsbotschaft wäre nicht einmal eine schlechte Karikatur dessen, worum es Paulus und worum es auch Luther geht. Gemeint ist vielmehr: In Jesus Christus hat Gott allen Menschen seine Gnade vorbehaltlos zugewandt, ihnen durch den Tod Jesu Christi ihre Sünden vergeben, ihnen Zugang zu seinem Heil gewährt. Das gilt nach Paulus allen Menschen, denn in Christus sind die Grenzen aufgehoben, die uns früher getrennt haben. Das ist die befreiende Botschaft des Evangeliums: Die guten Werke, das Engagement und der

Einsatz für die Sache Gottes in unserer Welt sind nicht die *Voraussetzung* unserer Annahme durch Gott, aber sie *folgen daraus* als Früchte der Freiheit der Kinder Gottes.

Das Evangelium ist die Botschaft von der allen Menschen zugesprochenen Gnade Gottes. Es ist die Überzeugung, dass die Würde eines jeden Menschen darauf gründet, dass er Geschöpf Gottes ist und Adressat seiner Gnade. „Da ist kein Unterschied“ sagt Paulus, keiner hat einen Vorzug, der Jude so wenig wie der Mann, der Erfolgreiche so wenig wie die, die im Leben zu kurz kommen. Alle sind Sünder, alle bedürfen der Gnade Gottes.

Die Vorstellung von der Sünde ist uns fremd geworden. Darum fällt uns manchmal schwer, das Befreiende der biblischen Rechtfertigungsbotschaft zu hören, die für Luther eine im wahrsten Sinne umstürzende Erfahrung war und von ihrer Kraft und Brisanz auch heute nichts verloren hat. Sünde ist in der Bibel keine moralische Kategorie, sondern Ausdruck verfehlter Lebenshaltung: einer Haltung, die die Geschöpflichkeit des Menschen nicht anerkennen will und sich selbst zum Herrn der Welt aufschwingt; die die Begrenztheit der menschlichen Vernunft nicht akzeptieren will und meint, die Gestaltung der Welt sei eine Frage technokratischen Machbarkeitskalküls; die die Fehlbarkeit menschlicher Entscheidungen nicht bedenkt und meint, Natur und Geschichte seien beherrschbar allein mit menschlicher Vernunft und Erkenntnis.

Gegenüber solch unheilvollem Verwecheln von Schöpfer und Geschöpf – Paulus nennt sie mit einem klingenden Begriff das menschliche „Rühmen“ – steht die Botschaft von dem Gott, der dem Menschen und seinem Streben nach vergänglichem Ruhm und eitler Ehre immer schon zuvorkommt; der ihm zuruft, er solle sich darauf besinnen, was zum gelingenden Leben führt, zum heilvollen Miteinander verschiedener

Schicksale, Erfahrungen und Kulturen; der den Menschen entlastet von der Angst, sein Leben könne misslingen, weil er nie genug Zeit hat, seine Chancen vertut und im rohen Spiel der Kräfte oft das Nachsehen hat; der dem Menschen zuspricht, dass er ihn annimmt, so, wie er ist, und dass sein Heil gerade darin liegt, sich nicht zu verzehren in Unruhe und Angst, das Wesentliche im Leben zu verpassen.

Heilvolles Leben beginnt dort, wo sich Menschen einlassen auf die Begegnung mit Gott, der zuerst und von allem Anfang an Entlastung verheißt von dem Zwang zur Selbstbehauptung; der uns frei macht von allem, was uns festhalten will im Althergebrachten; der uns stark macht und zuversichtlich, die Botschaft seiner grundlosen Gnade anzunehmen und weiterzusagen.

Als Christen stehen wir in der Tradition dieser grundlegenden, dieser umstürzenden Botschaft der Freiheit des Evangeliums; wissen uns gegründet auf dem einzigen Grund, der gelegt worden ist: Jesus Christus; sind gewiss, dass Gott über seine Kirche wachen wird, heute, morgen, und allezeit. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.